

## Predigt über Hiob 14, 1 – 6 (Drittletzter Sonntag im Kirchenjahr; Pfr. Schiemel)

*„Der Mensch, vom Weibe geboren, lebt kurze Zeit und ist voll Unruhe, geht auf wie eine Blume und fällt ab, flieht wie ein Schatten und bleibt nicht. Doch du tust deine Augen über einen solchen auf, dass du mich vor dir ins Gericht ziehst. Kann wohl ein Reiner kommen von Unreinen? Auch nicht einer! Sind seine Tage bestimmt, steht die Zahl seiner Monde bei dir und hast du ein Ziel gesetzt, das er nicht überschreiten kann: so blicke doch weg von ihm, damit er Ruhe hat, bis sein Tag kommt, auf den er sich wie ein Tagelöhner freut.“*

„So blicke doch weg von mir,“ sagt Hiob zu seinem Gott und gibt so einem Wunsch Ausdruck, den viele Christinnen und Christen auch heute noch nachvollziehen können. Jahrhundertlang haben unsere Vorfahren im Glauben den strengen Blick Gottes gefürchtet, und auch noch heute wünschen sich so manche christliche Milieus nichts sehnlicher, als dass Gott einmal wegschauen könnte von dem, was wir tun und lassen, als dass der nimmermüde Aufpasser nicht einmal ein Auge zudrücken könnte. Humorvoll und treffend gibt Eugen Roth diesem Lebensgefühl Ausdruck, wenn er schreibt: *„Ein Mensch, der sich recht überlegt, dass Gott ihn anschaut unentwegt, spürt mit der Zeit in Herz und Magen ein ausgesprochenes Unbehagen und bittet schließlich ihn voll Grauen nur fünf Minuten wegzuschauen. Er wolle unbewacht allein inzwischen brav und artig sein. Doch Gott davon nicht überzeugt ihn ewig unbeirrt beäugt.“*

Was Eugen Roth mit Leichtigkeit und Wortwitz beschreibt, hat im Buch Hiob ein um vieles existenzielleres Gewicht. Da wird erzählt von einem rechtschaffenen, gottesfürchtigen Mann, der es zu etwas gebracht hat. Er freut sich über seine vielen Kinder und seine großen Viehherden. Er ist angesehen, geachtet und beliebt. Und dann passiert es an einem einzigen Tag: Hiob verliert alle seine Herden durch Raub, Unwetter und Feuer. Er verliert seinen ganzen Besitz. Und er verliert seine Kinder. Das Haus, in dem sie fröhlich feiern, stürzt ein und begräbt sie alle. Und schließlich wird Hiob auch noch krank; schmerzhaftige Geschwüre bedecken seinen ganzen Körper.

Wie reagiert nun Hiob auf dieses unerträgliche Ausmaß an Schicksalsschlägen? *„Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt,“* sagt er. Und zu einem späteren Zeitpunkt: *„Wenn wir das Gute von Gott empfangen, sollen wir das Böse nicht auch von ihm nehmen?“* Und wir fragen uns: Ist das noch Gottvertrauen oder wohl eher Schönreden einer hoffnungslosen Situation oder schlichtweg Zynismus? Wie kann Hiob in so einer Lebenssituation überhaupt noch von Gott reden? Und wie kann er mit Gott reden? Dann kommen die Freunde zu Hiob. Zuerst sind sie einfach bei ihm gesessen, sieben Tage lang, haben geschwiegen, haben ausgehalten, bis es nicht mehr auszuhalten war. Dann fingen sie an zu reden. Begannen, sein Leid zu deuten. Lieferten theologische Erklärungen. Hört auf damit, sagt Hiob. Ich kenne eure Argumente längst. Macht euch und mir nichts vor. Gott tut, was er will. Er ist niemandem Rechenschaft schuldig. Was er tut, muss man nicht erklären können.

Und dann wendet sich Hiob mit unserem Predigttext an Gott. Lass mich in Ruhe, könnte man seine Worte überschreiben, lass mich einfach in Ruhe. Hiob verweist auf die Endlichkeit und relative Kürze des menschlichen Lebens. *„Der Mensch lebt kurze Zeit und ist voll Unruhe, geht auf wie eine Blume und fällt ab, flieht wie ein Schatten und bleibt nicht.“* Angesichts dieser Begrenztheit der individuellen Existenz stellt Hiob eine nicht unberechtigte Anfrage: *„Doch du tust deine Augen über einen solchen auf, dass du mich vor dir ins Gericht ziehst?“* Warum beurteilst du mich so kleinlich, wo doch meine Zeit auf dieser Welt ohnehin so kurz und unbedeutend ist? *„Kann wohl ein reiner kommen von Unreinen? Auch nicht einer!“* argumentiert Hiob. Menschen sind von Natur aus fehlerhaft und können eben nicht nur Gutes

tun. Und schließlich: „So blicke doch weg von ihm, damit er Ruhe hat, bis sein Tag kommt, auf den er sich wie ein Tagelöhner freut.“

Die Klage Hiobs, seine Kritik an Gottes Vorgehensweise ist vom religionswissenschaftlichen Standpunkt aus betrachtet etwas Außergewöhnliches. In keiner anderen Tradition steht ein Mensch auf und beklagt das Planen und Handeln Gottes. Und auch innerhalb der biblischen Überlieferung ist das Buch Hiob etwas Besonderes. Nirgendwo sonst erfahren wir so intensiv und feinfühlig etwas über die Gefühls- und Gedankenlage eines Menschen, der mit Gott im Widerstreit liegt. Hiob arbeitet sich ab an der Frage nach Gottes Gerechtigkeit. Bis zu seinen Schicksalsschlägen konnte er annehmen, dass ein frommer Lebenswandel und Gottes Segen miteinander in Zusammenhang stehen. Nun muss er sich davon verabschieden. Einen vernünftigen Zusammenhang zwischen seinem Leben und dem Willen und Wirken Gottes kann Hiob nicht erkennen.

Und hier wird es spannend, hier verhält sich Hiob anders als vielleicht unsereiner. Er bittet: Lass mich in Ruhe, Gott. Aber es ist für ihn undenkbar, dass es keinen Gott gibt. Hiob bestreitet die Existenz Gottes nicht. Auch Gottes Wirksamkeit stellt er nicht in Frage. Die Welt und sich selber zu denken, als gäbe es Gott nicht, ist für ihn unmöglich. Er kann nicht einfach aufhören zu glauben. Das einzige, was er kann, ist zu bitten: Lass mich in Ruhe, Gott. Lass mich leben, als seist du nicht da.

Auch heute ist vielen Menschen der Zusammenhang zwischen Gottes Willen und Wirken und ihrem Leben abhanden gekommen. Weder dort, wo sie im Glück sind, sehen sie Gott am Werk, und erst recht nicht im Leid. Sie glauben, dass undurchschaubare politische und wirtschaftliche Mächte ihr Leben bestimmen. Sie deuten, was ihnen geschieht, als Wirken der Natur. Oder sie haben den Eindruck, dass das eigene Vermögen, die eigene Leistung entscheidet, ob das Leben gelingt oder nicht. Und wenn unvorhergesehenes Leid über sie hereinbricht, stellt das nicht nur Gottes guten Willen, sondern vielmehr noch seine ganze Existenz in Frage. „Wenn es keinen guten Gott gibt für mich, dann gibt es überhaupt keinen Gott,“ sagen sie. „Dann kann ich nicht an ihn glauben. Zumindest will ich nichts mit ihm zu tun haben. Er soll mich in Ruhe lassen.“

Und wie ist es dann mit Hiob weitergegangen? Bestimmt wäre es schrecklich gewesen, wenn Gott getan hätte, was Hiob von ihm verlangte, wenn er wirklich seinen Blick abgewandt hätte. Welche Kälte hätte sich über Hiob gelegt! Doch Hiob wird nicht aus dem Augenmerk Gottes entlassen. Gott entspricht seinem Wunsch nicht, er lässt ihn nicht in Ruhe. Am Ende des Buches meldet Gott sich zu Wort. „Aus einem Wettersturm,“ wie es heißt, ertönt Gottes Wort. Unüberhörbar und unmissverständlich macht er Hiob klar, wer der Herr der Welt ist. Und Hiob akzeptiert, gibt Gott Recht. Zugleich aber rechtfertigt Gott ihn gegenüber den Freunden: Hiob hat recht geredet von mir.

So gerät Hiob schließlich zurück ins Leben. Er wird nicht mehr der sein, der er einmal war. Und es braucht mehr als den gut gemeinten Rat der Freunde, um ihn zurück ins Leben zu bringen. Ins Leben bringt das Wort des lebendigen Gottes. So möge Gott auch uns mit diesem Wort ansprechen, möge uns trösten und aufmuntern, möge uns mit seinem Wort nicht in Ruhe lassen. Amen